№ 34. Zweiter Jahrgang. 1841.



Grafschaft Glatz.

Redakteur: Reymann. (Glatz, den 21. August.) Druck von F. A. Pompejus.

Der ungläubige Christ.

Was soll ich thun, was soll ich glauben?
Und was ist meine Zuversicht?
Will man mir meine Zuflucht rauben,
Die mir des Höchsten Wort verspricht?
So ist mein Leben Gram und Leid,
In dieser aufgeklärten Zeit.

Ein Jeder schnitzt sich nach Belieben
Jetzt selber die Religion.
Der Teufel, heißt es, ist vertrieben,
Und Christus ist nicht Gottes Sohn:
Und nichts gilt mehr Dreyeinigkeit,
In dieser aufgeklärten Zeit.

Der Aufgeklärte folgt den Trieben,
Und diese sind ihm Glaubenslehr',
Was Gottes Wort ihm vorgeschrieben,
Das deucht ihm fabelhaft und schwer,
Dem Pöbel ist es nur geweiht,
Und nicht der aufgeklärten Zeit.

Die Taufe, das Communiciren,
Ist für die aufgeklärte Welt,
Nur Thorheit, wie das Copuliren,
Und bringet nur den Priestern Geld,
Der Kluge nimmt ein Weib und freit,
Nach Art der aufgeklärten Zeit.

Der Ehebruch ist keine Sünde,
Noch weniger die Hurerey,
Und obs gleich in der Bibel stünde,
Stünd' doch der Galgen nicht dabei,
Drum ist's galante Sittlichkeit,
In dieser aufgeklärten Zeit.

Das Stehlen und das grobe Lügen,
Vermeidet man zwar öffentlich,
Allein das heimliche Betrügen
Das treibt ein jeder meisterlich,
Und wers nicht treibt, ist nicht gescheid,
In dieser aufgeklärten Zeit.

Die Tugend sucht man zwar zu preisen,
Als die alleine seelig macht,
Doch nur den Glauben zu erweisen,
Weil der uns unsre Laster sagt,
Und Laster suchet man nicht weit
In dieser aufgeklärten Zeit.

So liegt nun in dem Sündenschlafe,
Das ganze aufgeklärte Land,
Weil auch die ew'ge Höllenstrafe
Ist glücklich aus der Welt verbannt;
Denn jeder hofft Barmherzigkeit,
In dieser und in jener Zeit.

Der gläubige Christ.

So schreiben alle Antichristen,
Weil es dem Leichtsinn wohlgefällt,
Denn diese sind als Kanzelisten
Vom Satan selber angestellt;
Durch sie gewinnt der Teufel mehr,
Als wenn er selbst zugegen wär'.

O, wenn das alles Wahrheit wäre,
Was jeder Aufgeklärte sagt!
Was wäre meine Glaubenslehre?
Ein Zweifel der mich ewig nagt:
Denn lügt die Schrift in einem Fall,
Lügt sie gewiß auch überall.

O, laßt mich doch bei meiner Bibel,
Laßt mich in meiner Dunkelheit;
Denn ohne Hoffnung wird mir übel
Bei dieser aufgeklärten Zeit:
Und ohne Hoffnung bin ich hier
Ein elend-aufgeklärtes Thier.

Drum Thoren schweigt! ich mag nichts hören,
Verschonet mich mit eurem Gift,
Gesetzt: daß es auch Fabeln wären,
Das was ich lese in der Schrift,
So macht mich doch dies Fabelbuch,
Zum Leben und zum Sterben klug.

Es lehrt mich Gott und Menschen lieben,
Gehorchen meiner Obrigkeit:
Und widerstreben bösen Trieben,
Als: Wollust, Rache, Stolz und Neid.
Und leid' ich wider meine Schuld,
So lehrt mich's Sanftmuth und Geduld.

Und muß ich krank darnieder liegen,
Dann noch, wie ruhig kann ich sein;
Dann wird mein Glaub' an Jesum siegen,
Und ihm weicht auch des Todes Pein:
Statt daß der aufgeklärte Geist,
Mit Angst und Qual von dannen reist.

Vorstehende Ansichten über die aufgeklärte Zeit sind in einem alten Archiv vorgefunden worden. Die Verhältnisse haben sich also nicht geändert.

Das Gottes-Urtheil.

Schlesische Novelle aus den Jahren 1389 und 1390.

1.

Dumpf tönten die Glocken über die Stadt Schweidnitz. Von Kletschkau herüber bewegte sich langsam und feierlich, ein Trauerzug durch das Dunkel des Abends, der herniedergesunken auf die grünenden Fluren. Der schwarzsammetne Sarg wurde, von zwölf Edelknappen getragen; hundert Fackeln und Windlichter beleuchteten das Trauerspiel. Hinter der Leiche unmittelbar folgte eine schwarzverschleierte Dame, lautschluchzend und das Antlitz niederbeugend zur Erde. Zwei schwarzgekleidete Zofen unterstützten die Traurige bei dem schweren Gange, denn die Kraft ihres Körpers schien gelähmt, da sie fortwährend in die Kniee sank, so daß die Dienerinnen ihre ganze Sorgfalt anwenden mußten, die Leidtragende aufrecht zu erhalten.

So gelangten sie mit vieler Anstrengung in die neue Pfarrkirche auf dem Platze am Niederthore. — Der Priester hielt das Leichenamt ab, und besprengte, nachdem der Deckel des Sarges noch einmal geöffnet worden, die Leiche mit geweihtem Wasser. In dem offenen Sarge erblickte man die irdischen Überreste einer ältlichen Frau. Die Züge in deren erstarrtem Antlitz waren mild, und noch im Tode gewährte der Anblick der Verblichenen etwas Anmuthiges; denn sowohl das Alter als auch die Hand des Boten der Ewigkeit waren nicht vermögend gewesen, die Spuren ehemaliger, ausgezeichneter Schönheit zu verwischen. Da stürzte plötzlich das weinende Mädchen zum offenen Sarge, den Armen seiner Führerinnen sich entreißend, schlug den schwarzen Schleier zurück, küßte die Entschlafene mit zärtlichem Feuer auf die kalte Stirn, kniete nieder am Sarkophage, und reine Blicke schauten fromm hinan zur Kuppel des Gotteshauses. Das Antlitz des Mädchens, auf dem dieselbe Milde und Zartheit thronte wie auf dem der Todten, ließ keinen Zweifel übrig, daß hier eine Mutter von einer liebenden Tochter beweint würde. Der Sarg wurde wieder geschlossen und unter den bräuchlichen Ceremonien, unter dem Trauergesange des Chores, dem Geläute der Glocken und dem feierlichen Orgeltone, begleitet von schmelzender Musik, hinabgesenkt in die friedenumkränzten Mauern der Gruft. Mit lautem Wehschrei sank das Mädchen zurück in die Arme seiner Zofen, die mitleidig es auffingen mit ihren Körpern. Ein ältlicher Mann, mit finsteren Zügen, trat sorgsam heran an die Unglückliche, deren Sinne von einer todtenähnlichen Erstarrung umfangen waren, und eine Thräne träufelte herab in seinen graulichten Bart. „Christine!“ rief er, schmerzlich ergriffen: „Christine, erwache zum Troste deines gebeugten Vaters!“— Aber seine Anrede verhallte in den Klängen des Gesanges, und die Diener und Dienerinnen schickten sich an, die Ohnmächtige von dannen zu tragen.

Oben auf dem herzoglichen Chore stand eine alternde Dame, und beugte sich theilnehmend hernieder über die Brüstung der Gallerie, mit innigem Blicke die arme Leidende betrachtend, die vom Schmerze vernichtet dalag wie eine vom Sturme herabgeworfene Blüthe. — Sie gab den hinter ihr stehenden Frauen den Befehl, der Kranken beizuspringen und sie nach dem herzoglichen Schlosse zu bringen, damit der Leibarzt durch seine Kunst das liebliche Kind herstellen, und der Trost der

Herzogin — dies war die Dame — die Christinen deren Mutter zu ersetzen sich vornahm, Balsam in das Herz der Niedergedrückten träufeln und sie aufrichten möge in ihrem Kummer.

Christine — das einzige Kind des Barons Johannes von Schindel auf Kletschkau — war durch die Bemühungen des Leibarztes der Herzogin Agnes von Schweidnitz körperlich hergestellt, und der Umgang mit der Regentin, die mit mütterlicher Liebe sich an ihren Schützling anschloß, wirkte wohlthätig auf das Gemüth der Betrübten. Sie lebte seit dem Begräbniß-Abende schon mehrere Wochen auf dem fürstlichen Schlosse, und allmälig begann ihr Schmerz milder zu werden; mit kindlichem Zutrauen und Hingebung fesselte sie ihre Gefühle an das Herz der gütigen Herrin, die bemüht war, durch zärtliche Neigung ihr einen Ersatz für den schweren Verlust zu bieten, die Wunden ihres Innern zu heilen durch zarte Sorgfalt.

Des einen Morgens — es war am 15. August 1389 — ließ sich der Baron von Schindel anmelden bei der Herzogin, sie um Bewilligung einer Audienz in Gegenwart seiner Tochter ersuchend. Die Herzogin empfing den Vater ihrer Pflegetochter mit freundlicher Würde. — Christine blickte wehmüthig auf ihren Vater; sein Erscheinen rief die Mutter lebendig in ihre Phantasie zurück, und sie hielt beide Hände vor ihr Gesicht, die Thränen, die ihren Augen entströmten zu verbergen. Der Ritter von Schindel sprach, mit ehrfurchtiger Gebehrde sich zur Fürstin wendend, also:

„Gnädige Fürstin! — Mein geliebtes Kind kann ich in keine bessere Hände geben als in die Ew. Hoheit, unter Eurer sorgfältigen Pflege wird meine Tochter gedeihen zu Tugend und Würde nach Eurem erhabenen Vorbilde; sie wird durch Eure Liebe genesen von ihrem Schmerze, wenn sie nicht mehr durch meinen Anblick an meine verlorne Gattin, ihre Mutter erinnert wird. Sie muß meine Gegenwart meiden, bis das Andenken an den unsäglichen Verlust nur noch in leiser Erinnerung leben, bis die grellen Farben ihres Unglücks verlöscht sein und das reifere Alter ihr die Lehre eingeprägt haben wird, daß Irdisches vergänglich ist, nach dem Rathschlusse eines höhern Wesens, dessen Anordnungen wir in Demuth dahin zu nehmen verpflichtet sind. — Um mein Kind aber zur Empfänglichkeit für sothane Wahrnehmungen und Ueberzeugungen fähig zu machen, ist es nothwendig, daß ihre Wunden heilen, und ihr Gemüth der Unbefangenheit theilhaftig wird. Ich habe es nun eingesehen, daß leider mein Anblick die kaum ein wenig gemilderte Wehmuth jedesmal mit erneuter Stärke in Christinens Herzen anfacht; und die Liebe zu ihr, dem theuren Erbtheile von meiner verewigten Gattin, hat mich vermocht zu dem Entschlusse, ihr meine Nähe so lange zu entwenden, bis die lindernde Zeit sie in einen solchen Zustand gebracht haben wird, mich ohne schmerzliche Aufregung zu erblicken. — Wenn Ihr, Hoheit! es daher gestatten wollet, so werde ich Euer Gebiet verlassen und nicht eher wiederkehren, als bis mein Kind die Ruhe seiner Seele wiedergewonnen hat. — Zu diesem Ende habe ich mein Besitzthum zu Kletschkau an die Stadt Schweidnitz für zweihundert Goldgulden verkauft; und ich bitte Euch, gnädige Fürstin, den Vertrag, den ich Euch hiermit vorlege, zu bestätigen, und das Kauf-Pretium in Eurem Schatze bewahren zu lassen!“

Die Herzogin staunte den Mann an, aus dessen finsteren Zügen eine ganz besondere Weichheit hervorleuchtete, ergriff das dargereichte Pergament, und schrieb mit eigener Hand die Bestätigung unter die Kauf-Urkunde über das Gut Kletschkau, geschlossen zwischen dem Rathe zu Schweidnitz und dem Baron Johannes von Schindel. „Wir ehren Euren Entschluß, wackerer Freiherr; Eure Gründe sind triftig, wir können sie nicht verwerfen!“ sprach die Fürstin und legte herablassend ihre Hand auf die Schulter des Ritters.

Christine, die bis dahin schweigsam, mit gefaltenen Händen dagestanden, mit unverwandtem Blicke ihr großes, dunkles Auge auf den Vater gerichtet hatte, sank bei den letzten Worten desselben vor ihm nieder, umklammerte seine Kniee und flehte ihn an, sein Wort zurückzunehmen.

Der Vater aber legte segnend seine Hände auf das von schwarzbraunen Locken umwallte Haupt seines Kindes, und redete:

„Der Herr im Himmel segne Dich, meine theure, einzige Tochter; er lenke Dein Herz zur Tugend, schenke Dir den Adel Deiner erlauchten Pflegemutter, in deren Arme ich Dich dahingebe, an deren Herz ich mit Freuden Dich lege, weil ich dadurch meine väterliche Liebe Dir bekunde, wie Du mir's danken wirst, wenn ich zu seiner Zeit zurückkehre, Dein Glück zu preisen!“ — Bei diesen Worten hob er die schlanke Gestalt empor, preßte sie fest in seine Arme, drückte einen warmen Kuß auf ihre Lippen, legte die halb Ohnmächtige in die Arme der Herzogin, und war — aus dem Zimmer entwichen. Mit Innigkeit schloß Agnes das zarte Wesen an ihr fühlsames Herz, und Christine schmiegte das Lockenköpfchen an den Busen der hohen Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Was verstehen wir eigentlich unter Thierquälerei?

Der Begriff der Thierquälerei ist ein sehr relativer. Betrachten wir hierbei zuerst unser Pferd; es ist zum Nutzen und Vergnügen des Menschen geschaffen, der Nutzen geht voran. Frachtfuhrleute treten zuvörderst uns vor Augen; die Belastungen der Wagen mit Fracht und deren Fortschaffung ist ihr Broderwerb, sie müssen also eine große Oeconomie mit dem hiezu nöthigen

Kraftaufwand führen, das heißt, mit wenigen Pferden bedeutende Lasten fortzuschaffen versuchen — sonst können sie nichts verdienen. Wenn nun nach Verhältniß der guten oder schlechten Wege, die Beladung der Wagen geschieht — so ist es nicht zu vermeiden, daß stellenweise die Kräfte der Pferde mehr oder minder in Anspruch genommen werden müssen, und hierzu bedarf der Fuhrmann seiner Peitsche; treibt derselbe nun seine Pferde vermöge dieser, durch derbe Hiebe an — so kann dies nicht zur Kathegorie der Quälerei gerechnet werden, wohl aber dann — wenn dies durch unvernünftige Schläge auf den Kopf oder Stöße in die Weichen des Pferdes geschieht. Eben so quälen und mißhandeln, dumme, rohe, grobe Beschlagschmiede die Pferde, indem sie solche mit ihren Hämmern auf den Rücken u. s. w. gewaltsam schlagen, um sie ruhig machen zu wollen, wodurch sie aber grade das Gegentheil bewirken und die Pferde verletzend — schmiedescheu machen. Man fühlt sich ordentlich versucht, solch viehisches Betragen durch starke Gegenmittel bewältigen, — auf gut Deutsch, den rohen Patron tüchtig abbläuen zu lassen. —

Zum Vergnügen benutzen wir aber unsere Pferde auch verschiedentlich; ein mäßiges Reiten und Fahren ist keine Quälerei — aber wie steht es mit dem Wettrennen? Viele Pferdezüchter wollen sogar behaupten, daß für die Zucht derselben diese anglo manie mehr schädlich als nützlich sei — also dies mit in Betracht gezogen: ist jenes Vergnügen, wenn es eins ist, eine große Qual, und doch steht diese wiederum unter der Garantie von Comitéen, auch unter dem Schutz von Behörden. Welcher Widerspruch, sanktionirte Qual der Thiere zum Vergnügen! — Stellen wir hierneben die Dressur der Hunde zur Jagd; hier werden sie gequält des Jagdvergnügens wegen; obwohl dabei im Hintergrunde ein Nutzen liegt, der im Vordergrunde stehen sollte, nehmlich der — daß der Jäger von Profession des Hundes zur Erlegung des Wildes und oft zum Schutz seiner Person bedarf. — Aber eines lateinischen Schützens halber einen Hund zu dressiren, den er nicht einmal zu führen versteht — und den er mißhandelt, weil der Hund oft klüger als er selbst ist — gehört zum Luxus der Thierqual: Man braucht, um Hasen zu verscheuchen, doch nur ein Mann von Stroh zu sein.*) — Der Jagd-Luxus erweitert sich um so mehr bis zur Quälerei, wenn wir die Hetz- und Parforce-Jagden näher betrachten. Es ist fürchterlich — Pferde, Hunde und Wild als Opfer einer rohen Lust fallen zu sehen, worin die Engländer Meister sind — und das nennen wir Vergnügen — schelten aber nebenbei ein Knäblein aus, das im harmlosen Sinne eine Ephemere in die Beine kneipt. Kommen wir nun noch auf die Hahnen- und Stierkämpfe, Katzenschwanzklemmen u. s. w., dann wird Niemand die Behauptung zu kühn finden — daß unsere Begriffe über Thierquälerei noch sehr schwankend sind. — Und Verfasser behält es sich vor, in diesem Blatte hierauf umfassender zurückzukommen — um näher auseinander zu setzen, wie nahe es liegt, mehr und mehr polizeisachkenntlich in eine Angelegenheit einzuschreiten, — die so eng mit unserm Streben in Verbesserung der Sitten und Humanität verwebt ist. —

*) Dem müssen wir widersprechen, sonst wären keine Hasen mehr hier. d. R.

Spenden.

Lebensregel.

Sei dumm, mein Freund, sei dumm! dies ist der beste Segen,
Den ich Dir scheidend geben kann.

Epigramm.

Kein selbst erbauter Herrscherthron,
Kein seid'ner Pfühl, kein Daunen-Kissen,
Und keine Ehren-Legion,
Ersetzt den Frieden im Gewissen;
Auch löscht der Diamant-Regent
Kein Feuer, wenn es da einst brennt! —

Frage.

Wie viel Freundschaften stecken wohl in einem Faß Wein?

Politik.

Die Bauern laß ich mit Bedacht
Noch an Gespenster glauben;
Dies, Freunde, sichert in der Nacht
Mein Obst und meine Trauben.

An einen Freund.

Du sprichst bei allen schlecht von mir,
Und ich bei allen gut von Dir:
Doch glaubt man weder Dir noch mir.

Charade.

Freund, werfen einst mit freundlich süßem Glanze,
Die lieben Ersten dir die Dritte zu,
So fasse kühn und muthig schnell das Ganze,
Denn sonst entflieht es dir im Nu.

Hiezu eine Beilage.